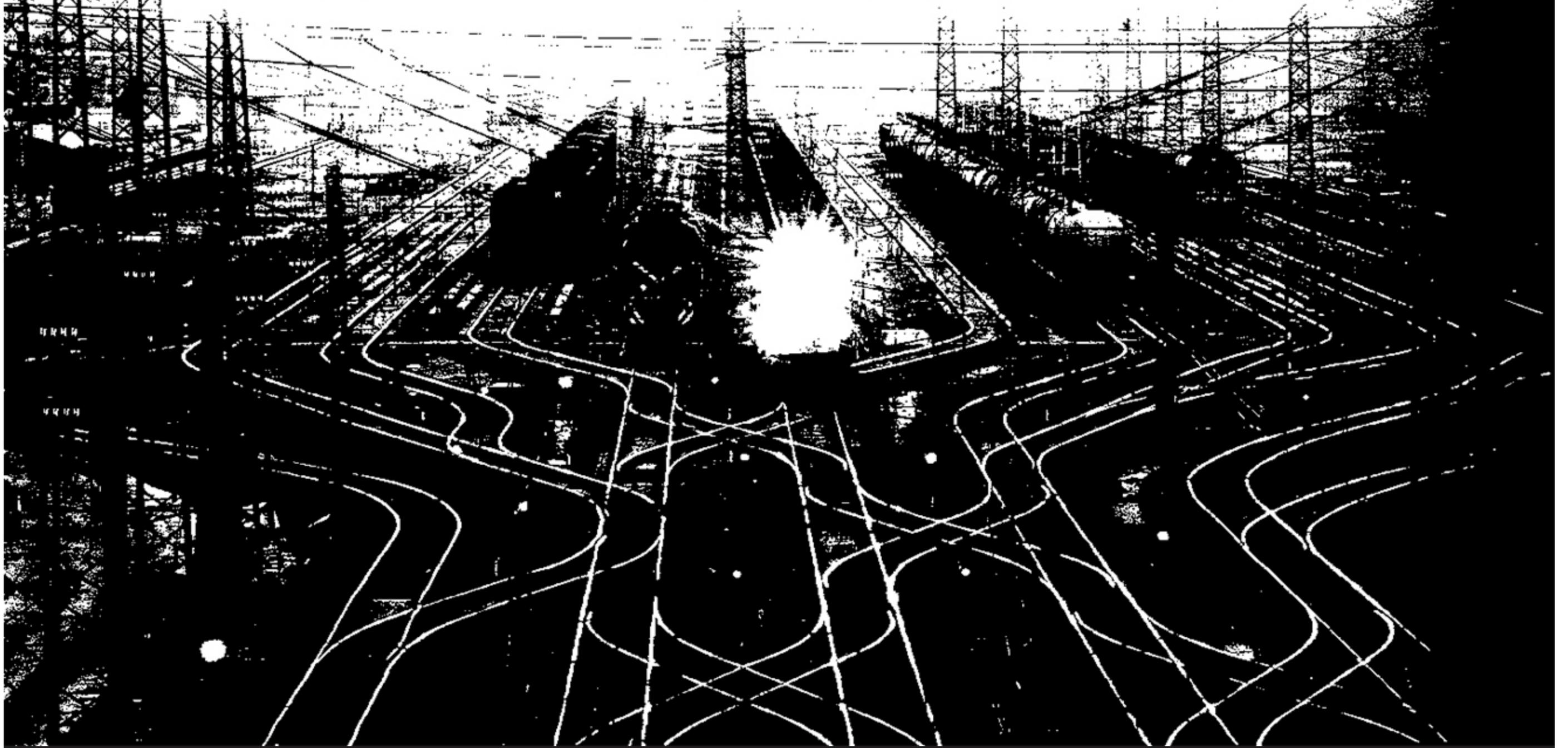


NIGHTTRAIN



3 Erzählungen (C) von Tobias Reckermann
www.whitetrain.de / www.nighttrain.whitetrain.de

Menschenwurm

Es gibt Fahrgäste, die sieht man niemals ein- oder aussteigen Die wechseln auch niemals den Sitzplatz. Sie tauschen nur ihre Gesichter aus.

In einem Regionalzug der Bundesbahn. Dashiell ist auf dem Weg zur Arbeit. Es ist sehr früh am Morgen, die Sonne steht gerade so über dem vorbeiführenden Buschwerk. Ein Kaffee im Pappbecher zur Hand ist noch heiß und Dashiell wärmt seine kalten Hände daran.

Auf diesen Fahrten ist Schlaf noch wie Tau, der sich so ganz langsam von der Erde löst. Bis er Dashiells Gehirn freigibt, wird die halbe Strecke in geistigem Dämmerzustand vergehen. Da passiert vieles und zieht vorbei wie ein Film. Der Zug hält an. Ein paar Leute steigen aus, deutlich mehr steigen zu und fallen in die Sitzreihen, quatschen, miteinander oder ins Telefon, leise, halblaut, ganz laut, sodass man alles mithört, ob man will oder nicht. Andere sagen kein Wort.

Dashiell spricht nie, wenn es sich vermeiden lässt, und wenn er es muss, kommt halb unverständliches Gemurmel heraus. Kaum ein *Guten Morgen*, das sich wie ein wirklich guter Morgen anhört.

Er kennt viele der Fahrgäste von vergangenen Fahrten. Leute, die jeden Tag denselben Zug nehmen, oder immer wieder mal. Schüler, Pendler, auch Hausfrauen auf dem Weg irgendwohin, wo Hausfrauen den frühen Morgen verbringen. Wahrscheinlich beim Einkauf. Ein paar Heimatlose, deren Tagesablauf allein aus dem Hin- und Herreisen besteht.

Bahnpersonal kontrolliert Tickets. Dashiell hat seines auf dem Smartphone, zeigt es vor, nimmt die Frau in der blauen Uniform dabei kaum wahr. Ein paar Schlucke vom Kaffee. Gedanken an den Misthaufen von Arbeit, der vor ihm liegt. Stecknadeln sortieren. Emails schreiben. Telefonieren. Koordinieren. Nichts davon haftet an ihm, weil er es mag. Es haftet eher wie etwas, das ihn mag. Dashiell als Stalkingopfer seiner Werk-tätigkeit.

Da gibt es Leute im Zug, die so geschäftsmäßig aussehen, wie er sich noch nie im Leben gefühlt hat. Gut gekleidet, mit Anzug und polierten Schuhen, Laptop dabei, Haare glatt frisiert, das Kinn frisch rasiert, nach Aftershave riechend. Und als Frau: ein Kostüm in Grau, hochhackige Schuhe, Nylons, Parfum. Brille dazu, Handy in Händen und mit dem Kopf durch ein Kabel verbunden. Die arbeiten schon auf dem Weg zur Arbeit.

Zu denen gehört Dashiell nicht. Er hütet jeden

Augenblick, in dem er noch er selbst sein darf, und dazu gehört die Bahnfahrt. Der Misthaufen allerdings drängt sich bereits auf. Dashiell versucht noch, ihn von sich fernzuhalten, denkt an andere Dinge. Er versucht zu gleiten – schaut aus dem Fenster –, so wie die Landschaft dort draußen vorbeigleitet.

Der Zug fährt in den Tunnel ein, es wird dunkel. Die Lichter im Wagon verlöschen, das Sausen der Fahrt nimmt erst abrupt zu, dann geht es in ein noch höheres Surren über und übersteigt Dashiells Hörgrenze. Es fühlt sich an, als schwebe der Zug, jetzt ohne Motorleistung, allein von dem zuvor gegebenen Impuls getrieben, wie eine Blechbüchse im Weltall.

Bremsgeräusch lässt ihn aus seinem Halbschlaf aufschrecken. Dashiell erkennt durch das Fenster seinen Zielbahnhof und der Zug steht schon. Ein Adrenalinkick. Dashiell springt auf und eilt den Gang entlang zum nächstgelegenen Ausstieg, sieht die Plattform am Ende des Abteils menschenleer, hört sich schließende Türen. Zwei Sätze die paar Stufen hinauf, hastiges Tippen auf den noch grün leuchtenden Öffnen-Knopf. Die Flügel gleiten zur Seite und er springt mit einem Zwischenschritt ab.

Geschafft!

Der Zug setzt sich in Bewegung und gleitet an ihm vorbei. In der Beschleunigung ist es mehr ein Vorbeihuschen seines Abbilds als ein wirkliches Auge in Auge, doch er sieht sich dort sitzen und mit leerem Blick heraus schauen. Die Spiegelung macht ihn frösteln. Dashiell hat das Gefühl, etwas zurückgelassen zu haben – dass er sich zu schnell bewegt hat.

Dem Zug schaut er einen Moment hinterher, läuft dabei in Richtung Ausgang.

Es regnet. In Bindfäden rinnt Wasser zwischen Stahlträgern zu Boden, die eine undichte Überdachung stützen. Das Wasser sammelt sich in Pfützen. Da wachsen Farne und gelbliches Kraut, sogar einige bleiche Pilze aus dem Asphalt. Längs des Steigs ist eine Kette gespannt. Dashiell wird klar, dass er sich nicht auf dem richtigen Bahnsteig befindet. Er ist auf der falschen Seite ausgestiegen. Kann das überhaupt passieren? Nie wird der Ausstieg auf diese Steige freigegeben – die Türen öffnen sich nie in in die falsche Richtung –, sodass dort niemals Fahrgäste wie er herumstehen. Allenfalls erwartet man hier autorisiertes Bahnpersonal in oranger Warnweste mit Leuchtstreifen, mit Helm, mit schweren blauen Arbeitshosen und schweren Arbeitsschuhen, aber eigentlich sieht man da nur Tauben herumtackern, und selbst die wirken

dort wie Fremde. Das sind Orte, die anscheinend nur auf Flügeln zu erreichen und wieder zu verlassen sind. Das Leben dort ist von einer ganz eigenen Natur.

Außerdem befindet Dashiell sich am Hauptbahnhof, nicht an der auf ihn folgenden Station, an der er hätte aussteigen müssen, um zu seiner Arbeitsstelle zu kommen. Es ist lächerlich. Er fühlt sich exponiert und bloßgestellt wie noch nie in seinem Leben. Er lacht verlegen.

Auf der anderen Seite des Gleises stehen Leute. Einer schaut zu ihm herüber und grinst. Die anderen nehmen gar keine Notiz.

Der grinsende Mann zeigt Dashiell den Mittelfinger. Eine Halbglatze, Schlabberjacke, Trainingshose, ursprünglich weiße, jetzt abgeschabt grau-weiße Turnschuhe. Einer, der frühmorgens egal bei welchem Wetter schwitzt, ansatzweise fett und offensichtlich schadenfroh.

Dashiell würde dem gerne zurufen, was für ein Arschloch er ist, aber die Aufmerksamkeit all der Leute da drüben will er nicht auf sich ziehen. Es ist einfach zu peinlich. Lieber schaut er sich nach einer Möglichkeit um, wie er von dem Nicht-Bahnsteig runterkommt. Doch es gibt keine. Keine Treppe, nur der Weg über eines der Gleise und vor dem hat er wirklich Angst. Das kann er nicht machen.

Eine verdammte Sandbank, denkt Dashiell.

Noch einmal fällt Dashiells Blick auf den grinsenden Mann. Das Grinsen wirkt etwas boshafter als zuvor. Dann sieht Dashiell wie sich von der Gestalt eine zweite Gestalt abhebt, sich von ihr löst und zur Seite davongeht.

Verwirrt blickt Dashiell zwischen den beiden Männern hin und her. Es sind nicht dieselben. Der eine bleibt stehen, ist aber ein anderer, während sein Abbild, der ursprüngliche Mann, zu einem Automaten geht und Geld einwirft.

Dashiell beschließt kurzerhand, die ganze Sache zu ignorieren. Er hat ein dringenderes Problem, als sich mit Wahrnehmungsstörungen auseinanderzusetzen.

Noch einmal sucht er auf seinem Steig nach einem Ausweg, doch findet keinen. Also bleibt nichts anderes übrig, denkt er, und geht daran, zum Gleisbett hinunterzusteigen. Niemand schaut zu ihm herüber. Jetzt oder nie – doch halt! Dashiell hat sich schon auf Hände und ein Knie begeben und ein Bein über die Kante geschoben, als ihm bewusst wird, dass er nicht wie beim Überqueren einer Straße nach Links und Rechts geschaut hat.

Er zieht das Bein zurück und das nicht zu früh. Mit dem Brüllen ungebremster rollender Masse

und Energie rast ein Durchgangszug über das Gleis, ein Güterzug mit Containern. Der Sog droht Dashiell mitzuzerren. Er lässt sich platt auf den Boden fallen und hat das Gefühl, der Zug fahre direkt über ihm. Sein Herz klopft ihm bis zum Hals. Arme und Beine fühlen sich starr und zerbrechlich wie Eiszapfen an. Solange das Donnern an seiner Seite andauert und durch die Plattform hindurch seinen Körper durchschüttelt, rasen ihm Flüche durchs Hirn. Beinahe tot, beinahe tot, denkt er noch, als nach einer schier Unendlichkeit des Vorbeirasens der Zug schließlich doch vorüber ist und die Vibration langsam schwächer wird. Beinahe tot!

Als Dashiell sich aus der Schockstarre aufrafft, sieht er noch das Ende des sich entfernenden Güterzugs, ihm wird aber auch bewusst, dass hier direkt neben ihm, auf demselben Gleis, ein Ungetüm steht. Rückwärts taumelnd fällt er beinahe über die gespannte Kette. Da vor ihm ruht ein Zug auf dem Gleis, wie ein Behemoth. Es ist nicht der Güterzug, auch nicht der Regionalzug, der auf diesem Gleis hält und mit dem er hergekommen ist.

Das Ding ist brandrot. Dashiell erkennt seine Chance und geht auf die ihm nächste auf Flurhöhe gelegene Tür zu. Ein Druck auf den Knopf und sie schwingt auf. Als er eintritt, hat Dashiell schon ein Gefühl, als ob der Zug losführe, ein Seitwärtsgleiten findet auch statt, aber es fehlt jeder Schub, auch ein verändertes Motorgeschall, und er begreift langsam und traumhaft gewiss, dass nicht der Zug sich bewegt, sondern der Bahnsteig jenseits der Fensterfront. Das ist natürlich vollkommen verrückt, denkt Dashiell seltsam sachlich und ruhig. Trotzdem ist es so. Dashiell dreht sich. Draußen, auf dem falschen Bahnsteig sieht er – und das ist der eine Fakt zu viel, der ihn fertigmacht – sieht er sich selbst verloren dastehend davongleiten.

Der Bahnhof entgleitet. Dashiell setzt sich, bevor er den Halt auf den Füßen ganz verliert. Jetzt fällt ihm auf, dass er allein in dem Abteil ist. Und trotzdem fühlt er sich beobachtet. Vielleicht eine Kamera, denkt er. Oder eine Lupe, denkt er. Er selbst als Objekt unter einer Vergrößerungslinse.

Sein Herz schlägt schnell, sein Atem geht schnell und flach. Draußen zieht eine Landschaft vorbei. Eine Lärmschutzmauer. Dann wieder Landschaft, flach, dann nahe an der Strecke stehende Bäume und Buschwerk. Währenddessen rasen Gedanken. Die Arbeit, dass er zu spät kommt, dass er vielleicht überhaupt nicht kommt, dass das alles mehr als bizarr ist, dass er verrückt geworden

sein muss, dass man ... Man wird herausfinden, dass er nur Fassade ist, eine Hülle ohne Inhalt, ein lächerlicher Versuch, als Mensch durchzugehen. So hat er sich immer gefühlt und deswegen Angst gehabt. Im besten Fall merkt keiner, dass er weg ist, aber die Welt hat die Angewohnheit, ihn aufmerksam anzuschauen. Diese Sache wird ihn schlussendlich bloßstellen.

Ich bin doch ein Wurm, denkt er. Ein armseliger Wurm.

Die Landschaft rast jetzt vorbei. Viel zu schnell, und Dashiell erkennt in dem Zerrbild auch Gebäude, von denen er denkt, dass sie zu Bahnhöfen gehören. Es wird hell und heiß. Der Ablauf des Films vor den Fenstern nimmt noch an Geschwindigkeit zu, sodass ihm davon schwindelig wird und er die Augen schließt.

Als er sie wieder öffnet, ist es stockdunkel.

Nur langsam stiehlt sich leichter grüner Schimmer in Dashiells Augen. Geisterlicht, denkt er, und er hört ein Wimmern, denkt, es sei sein eigenes, doch es kommt nicht von ihm, sondern von einer der Sitzreihen ein Stück das Abteil hinunter. Es war sicher niemand hier, als die Landschaft raste und es noch hell war. Außer ihm selbst. Das Geräusch hört sich nach hoffnungsloser Verzweiflung an, herzerreißend – und die Stimme ist unverwechselbar doch seine eigene. Kalter Schauer über den Rücken, schweißnasse Hände, das Gefühl, als ob ihn jemand mit eisernem Griff im Nacken gepackt hielte. Dashiell schiebt sich von dem Wimmern fort in Richtung der Tür, schaut sich einmal danach um und erkennt, dass der grüne Schimmer vom Türknopf ausgeht. Er tippt darauf, hält den Atem an, als die Tür beim Öffnen ausatmet, schiebt sich hinaus.

Draußen ist alles schwarz und nur an den Kanten mit silbrigem Schein belegt. Er befindet sich eindeutig am Bahnhof, demselben Bahnhof wie zuvor, so als habe sich der brandrote Zug nicht ein Stück bewegt. Die Stahlträger und Überdachung sind dieselben. Doch ein paar Unterschiede gibt es. Es fehlt die gespannte Kette. Auf dem Steig stehen vereinzelt Gestalten still da wie Schaufensterpuppen, und am Ende führt jetzt eine Treppe aufwärts zur Galerie. Dashiell sieht keine Automaten, keine Leuchtanzeigen, keine Werbetafeln.

So still die Szene auf ihn wirkt, ist da doch ein unterschwelliges Geräusch, das ihm jetzt bewusst wird. Ein Herzschlag, denkt er, aber einer aus der Erde heraus, der in den Gleisen nachhallt. Ein Herzschlag aus Stahl und aus Feuer und Dampf.

Das nachtschwarze Bauwerk umgibt Dashiell wie ein Herz oder, denkt er, wie eine geballte Faust. Dashiell spürt die Energie. Sie setzt sich auch durch den Steig und durch seine Knochen fort, pulsiert in seinen eigenen Adern – bedrohlich, stark, präzise wie ein Uhrwerk. Für einen Augenblick wünscht sich Dashiell in das Zugabteil zurück, aus dem er eben geflohen ist. Dann stellt er mit einiger Überraschung fest, dass ihm die Kraft der Maschine ... gefällt. Tatsächlich, die Kraft tut ihm gut, denn sie fließt nicht nur durch seine Adern, sie befeuert auch seine Muskeln und sein Gehirn. Letztlich stärkt sie auch nicht allein seinen Körper, sondern noch etwas mehr. Die fast reglosen Gestalten auf dem Bahnsteig hatten ihn eben noch eingeschüchtert. Jetzt nicht mehr. Dashiell bleibt für einige tiefe Herzschläge einer von ihnen, dann löst er sich, und geht ohne zu zögern zwischen ihnen hindurch auf die Treppe zu. Vielleicht ist auch die Dunkelheit dafür mitverantwortlich. Eine zweite Haut, denkt Dashiell, keine Maske, eher ein Totem. Irgendwie ist er mehr als zuvor.

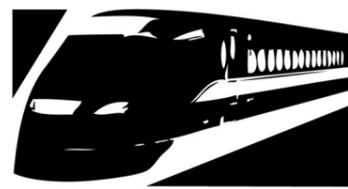
Als er sich von der Treppe aus umschaute, sieht er den Zug, von dem als einzigem Objekt hier eine Ahnung seiner Färbung durch den Silberschein und die Schwärze dringt, völlig geräuschlos ... ablegen, denkt Dashiell, obwohl entlang der Gleisstrecke, doch fast so wie ein Boot.

Andere Züge im Bahnhof erkennt Dashiell nur mit Mühe. Sie liegen schwarz und gestrandeten Walen gleich da, ohne Regung, ohne einen Laut von sich zu geben. Ganz so als wären sie tot.

Unlebendig, denkt Dashiell, so wie die reglosen Gestalten. Sicher, denkt er, auch das motorische Hämmern ist nur ein mechanischer Puls. Und doch ...

Auf der Galerie angekommen nimmt er Aufstellung, in etwa so wie ein Kapitän auf der Brücke, überschaut die Gleise, die unter ihm liegen, die Bahnsteige, die ruhenden Leviathane aus Stahl und die reglosen Gestalten.

Dort unten steht auch ein Abbild seiner selbst. Er glaubt, es an seiner Haltung ausmachen zu können – jetzt erstarrt – auf ein Moment wartend, einen Impuls, der es in erneute Bewegung versetzt, wie die Züge, die anderen Abbilder. Vielleicht am Morgen. Vielleicht auch nie.



Der dunkle Begleiter

Unser Weg führt uns durch die nachtdunklen Straßen der Vorstadt, nur bei dem gelben Halblight von Straßenlaternen, windstill und kalt jenseits der Mitternacht, von Schatten zu Schatten, eintauchen, auftauchen, zwischen den im Schlaf erstarrten Häusern, ohne die Regungen anderer Menschen, nur dem leisen Summen von Elektrizität, dem Klang der eigenen Schritte, dem des eigenen Atems.

Unser Weg führt uns aus der Vorstadt hinaus in die von Wald bestandenen Hügel, aus dem letzten Licht in das Dunkel der Stunden vor dem Morgengrauen, noch zwischen den Tagen, ohne die Regungen anderer Menschen auf dem Pfad, nur dem Sirren von Insekten, dem Klang der eigenen Schritte, des eigenen Atems und dem Wiederhall der Stille aus dem Unterholz.

Unser Weg führt uns über Wiesen unter dem Mondlicht, wo die Luft in Bewegung ist und Kälte sich eng an die Haut legt, ohne die Regungen anderer Menschen, nur das leise Sausen des Windes, der den Klang der eigenen Schritte und des Atems übertönt.

Wir teilen dieselben Gedanken. Mein Begleiter und ich schweigen, bis er diese Stille bricht und ausruft, ohne dabei Worte zu sprechen. Ich nehme seinen Ausbruch ohne Entgegnung hin und bleibe an seiner Seite als sich wieder Bäume um uns reihen, sich wieder der Klang der Stille erhebt.

Wir teilen dieselben Gedanken. Sein Schmerz und mein eigener sind sich gleich. Es ist noch immer dunkel, immer noch kalt in uns. Wie wir zittern!

Da ist ein Loch in ihm und Wärme strömt heraus. Auch aus mir. Es ist dieselbe Wunde. Hoch oben stehen wir, wo der Wind jetzt heftig an uns zerrt, die Haare rauft und Worte von den Mündern reißt. Wolken rasen unter dem Mond dahin. Ein Donnerkopf mit tanzenden Schlingen steigt auf und droht uns mit der Macht von Blitzen. Wir schauen dabei zu wie er sich über das Land ausbreitet, über dem Lichtschirm der Stadt. Das ist der Moment, in dem uns bewusst wird, dass uns etwas beobachtet. Kein Auge, nicht aus einem Gesicht, eher von einer verborgenen Ebene zwischen Himmel und Erde aus – hinter uns. Es ist da, so wenig zu leugnen wie der Donnerkopf, nur nicht sichtbar. Wir ziehen das Genick ein unter der Schwere des Blicks, gehen weiter und es schwebt über uns.

Mein Begleiter schaut mich an. In den schwarzen

Höhlen seiner Augen kann ich Tränen spüren. Wir bleiben nah beieinander. Der Wind greift zu. Es wird noch Stunden dauern, bis der Morgen kommt, und vielleicht entkommen wir ihm, indem wir nicht innehalten, immer weiter vorwärts gehen und vor allen Dingen nicht einschlafen, woran in der Kälte auch nicht zu denken ist. Wir entkommen dem Morgen und seinem Licht, wenn wir nur weitergehen.

Unsere Umgebung breitet sich wie eine entfaltete Landkarte unserer Seele um uns aus. So verlassen, so fremd und wild in der Nacht, was bei Tag gezähmt zu sein scheint. Nichts herrscht hier, was menschlich ist, nichts was wir fassen können oder auch nur benennen. Wie uns die Worte von den Lippen gezerzt werden! Es gibt auch zwischen uns keine Sprache, nur ein Verständnis, das auf gemeinsamer Erfahrung beruht.

Gerade jetzt ist es die Erfahrung, unter einem Willen zu stehen, der sich allein in dem untrüglichen Gefühl offenbart, dass wir beobachtet werden, dass wir gelesen werden wie ein offenes Buch. Dieser Blick dringt tiefer in uns als wir selbst es vermöchten, höhlt uns aus und hinterlässt etwas Blankes, etwas Beraubtes, ohne Hand an uns zu legen.

Es ist nur ein Wimmern, das aus der Kehle meines Begleiters entrinnt. Ich selbst bin, wie ich es immer bin, stumm. Von mir wird niemand erfahren, was uns in der Stadt widerfahren ist. Keinen Laut werde ich davon geben. Es ist auch vor allem sein Schmerz, seine Last und seine Trauer um das Geschehene, und ich werde ihn niemals hintergehen. Obwohl er sich in diesen Minuten und Stunden unter dem schwarzen Himmel verlassen fühlt, bin ich doch hier.

Ich kenne ihn wohl besser als er mich kennt. Ich weiß, was in ihm vorgeht, weiß auch, dass er die Stimme nicht hören kann. Eine Stimme, die ohne Seele ist, aber anders als die einer Maschine, denn sie spricht für eine Präsenz, spricht für einen Willen, der unseren übersteigt. Jetzt denke ich, sie könnte zu dem gehören, was uns im Blick hat, uns beide wie wir durchs Dunkel gehen, und das wohl besser als wir zu sagen wüsste, wohin uns dieser Pfad führt. Denn die Stimme bestimmt den Pfad.

Dort entlang, sagt sie, immer der Spreu Mondlichts folgen, die an den Rändern der Dinge wie feiner Staub hängt.

Mein Begleiter, das weiß ich von ihm, sehnt sich danach, einen Hort des silbernen Lichts zu finden. Darin – nur darin – unterscheiden sich unsere Pfade, die in jeder anderen Hinsicht dieselben

sind. Er hat längst angefangen, jener Spur zu folgen, wohingegen ich mit denselben Schritten an seiner Seite nicht dem Licht sondern dem Dunkel folge.

Die herzlose Stimme, der kalt schwere Blick, der silbrige Streif und der dunkle Strom gleich darunter, meine Richtung und sein Ziel, seine Flucht und mein Entkommen liegen in Schichten übereinander, sind ein einziger Strang.

Bevor ich mich in diesem Gedanken verlieren kann, bleibt mein Begleiter zögernd und auf den schwachen Füßen wankend stehen, schaut sich über die Schulter um, wie ich weiß hoffend, von dort hinter uns könne noch etwas ihn halten, nur allzu gut wissend, dass jeder Halt in einem einzigen Handstreich durchtrennt worden ist.

Darum ist die Stimme jetzt so stark und der Blick ohne Augen so machtvoll, der Pfad vor uns abschüssig und der Ruhepunkt an seiner Sohle so fordernd.

Wir gehen, jetzt ohne Zögern.

Dort unten scheint ein hell weißes Licht.

Mein Begleiter schreitet mit neuer Kraft abwärts, ich bleibe hinter ihm. An seinem Umriss vorbei sehe ich den Eingang zu einer Höhle sich auftun wie das Maul eines Reptils. Das Licht aus dem Schlund nimmt an Helligkeit noch zu, ist ein Versprechen dessen, was am Ende dieses Gangs auf uns wartet. Ich scheue davor zurück, weiche aber nicht von seiner Seite, der sein Haupt jetzt in neuerwachtem Mut anhebt. Für mich ist es Gefahr, für ihn – ein Schimmer der Hoffnung.

Wie eine Grube an der tiefsten Stelle der Senke, das Licht ganz diffus wie feiner Nebel um die Öffnung her, es ist mehr als eine Höhle, es ist ein Gang, der sich hinab windet, ein Tunnel, an dessen Wänden sich der Lichtschein aus einer unsichtbaren Quelle herauf wirft. Die Schwelle liegt vor uns und ein Wort der Stimme in mir, ein Lidschlag des augenlosen Blicks über uns, auch der schon unbändige Drang meines Begleiters befördern uns darüber hinweg. So leicht erscheint dieser Schritt, dessen Folgeschwere mir unermesslich erscheint.

Wir haben den Tunnel betreten. Mein Begleiter, mein Schutzschild gegen das Gleißeln vor mir, wandert als Silhouette vorweg.

Die Stimme ist verstummt und der Blick in unsere Nacken ist mit einem Mal wie verschlossen. Seine Last fällt so von uns ab und auch wenn ich mich kurz noch am Rand der Öffnung festhalte, ist doch selbst mir der Fortgang unseres Pfades ein Versprechen.

Natürlich musste es hierzu kommen. Jede Möglichkeit eines anderen Ausgangs war illusorisch.

Von dem Augenblick unseres Aufbruchs an hätte auch mir das klar sein müssen, doch ich habe mich selbst getäuscht.

Wir gelangen bald tief hinein. Der Schimmer umspielt uns, geworfen von einem strahlenden Punkt aus, auf den mein Begleiter ohne ein letztes Hadern zugeht. In seinem Rücken bin ich wie ein Kind, das sich fürchtet und doch der schützenden Nähe seines Vaters vertraut.

Da geschieht etwas Unerwartetes. Zuerst kaum merklich verliert der Lichtschein vor uns an Intensität. Unversehens haben wir eine weitere Schwelle übertreten.

Das Licht kehrt sich um. Wo wir seine Quelle vermutet haben, ist nichts mehr davon zu sehen. Jetzt ist es hinter uns und ich gehe vorn. Das Aufblackern der Angst meines Begleiters hält nur einen Augenblick an. Ihn hat der Lichtschein hier hergeloockt, doch nach einem kurzen Innehalten versteht er, dass sein Versprechen und die damit verbundene Hoffnung hinter ihm liegen, dass er jetzt loslassen kann, dass der letztendliche Zweck unseres Hierseins nur die Auflösung ist.

Die Gasse am Stein

An den rechten Winkeln konnte man erkennen, wie schief die Umgebung war. Es mag mir zuvor nur nicht aufgefallen sein, aber ich glaubte doch, eine Veränderung müsse stattgefunden haben, in der Gasse am Stein, die nur eine halbe Minute zu Fuß von meiner Wohnung entfernt lag.

Gewöhnlich passte sich die kleine Straße unauffällig in das Netz der Verkehrswege meines Stadtviertels ein, ganz wie ein unbescholtener Bürger, der seiner täglichen Arbeit nachgeht und sich nichts zu Schulden kommen lässt. Ein Bürger wie ich einer bin.

Ihr für mich befremdlicher Name war ihr einziges Mysterium, und dies eines, dem auf den Grund zu gehen es in eine Banalität verwandelt haben würde, sodass nichts mehr bliebe, was der Gasse am Stein über das Grau ihrer Häuser und ihres Asphalts hinaus Farbe verliehen hätte. Am Stein wies meinem Sinn nach auf eine Vorgeschichte hin, eine des Viertels, vielleicht auf eine Zeit, bevor es als solches existierte, als an seiner Stelle womöglich Felder gelegen hatten und ein Stein vielleicht als Wegmarke gedient haben mochte, oder in noch fernerer Vergangenheit, als ein stehender Stein heidnischem Volk als Kultplatz gedient hatte.

Solche Gedanken stammten aus der Zeit meiner Ankunft in der Stadt und meines Einzugs in die Zweizimmerwohnung im ersten Stock eines Miethauses zwei Ecken weiter. Die Straße lag auf einem Weg zur Haltestelle des öffentlichen Nahverkehrs, die ich morgens wie nachmittags frequentierte, um zur Arbeit und von ihr wieder nach Hause zu gelangen. Ein zweiter Weg stand mir offen, der mich nicht mehr Zeit kostete. Mal ging ich diesen Weg, mal jenen, aus einer Laune heraus.

Die Straße war mit Kopfstein gepflastert und uneben, ihre Gehwege ungeteert und bei Regen stets schlammig aufgeweicht, sodass Fußgänger in der Mitte der Straße zu gehen wählten. Es war eine von Autos wenig befahrene Einbahnstraße. An einem Hang gelegen, führte sie zu meiner Haltestelle aufwärts, auf dem Heimweg hinab. Zur einen Seite gab sie den Blick auf fernere Häuser frei, die jenseits eines brachliegenden Grundstücks mit Lagerhallen und dazwischen hindurchführenden Fahrwegen aufragten. Dieses Grundstück nahm zwei Drittel der Länge der Straße ein. Erst im oberen Drittel standen Wohnhäuser, die denen auf der gegenüberliegenden Straßenseite glichen. mehr als hundert Menschen mochten in der Gasse am Stein Wohnen, doch mir kam sie meist wie verlassen vor. Kaum jemand zeigte sich an den auf der Nordseite gelegenen Fenstern oder benutzte die rückwärtigen Zugänge zu den Innenhöfen. Lediglich Passanten wie ich selbst schienen die Straße zu benutzen.

Das unebene Straßenniveau und die angrenzenden Fassaden standen immer in seltsamem Kontrast zueinander, wirkten wie aus zwei nicht passgerechten Zeitlinien zusammengesetzt. So etwas ist nicht selten, doch hier wirkte es eindringlich auf mich, vielleicht in Verbindung mit dem Namen der Straße und dem aufgegebenen Gelände der Lagerhallen, das auf einen der Stadt eingefleischten Verfall hinwies. Von solchen Dingen ging eine dunkle Faszination für mich aus, eine, die ein ungewisses Gefühl für die Uneinigkeit der Gegenwart mit sich selbst in mir weckte.

Ich lebte viele Jahre dort und die Besonderheiten der Gasse am Stein verblassten mir im Alltäglichen, bis ich jenem Mann dort begegnete, dem ich keinen Namen, aber doch ein mir eingepprägtes Gesicht zuweisen kann. Ich erinnerte mich nach unserem Aufeinandertreffen, ihn dort auf der Straße bereits mehrfach gesehen zu haben. Er war mir jene Male nicht aufgefallen, doch mein Unbewusstes muss bereits da bemerkt ha-

ben, wie er auf dem Gehweg am Rand der Straße gegangen war, und sich darin zwar von anderen Passanten unterschied, aber in den Hintergrund aus Betonfassaden sich einpasste, so als sei er Teil dessen, was in der Stadt unbedeutend und unbeweglich schien.

Dieses Mal sprach er mich an, gerade als ich von der Arbeit kam und ihn passierte. "Excuse me, do you speak English?"

Ich antwortete: „Yes.“

„I'm coming from Italy and don't know anyone. Do you have some money for food?"

Er war schwarz, seine Stimme dunkel, seine Kleidung die eines Reisenden zu Fuß. Mir fiel das Kreuz auf, das er an einem Band um den Hals trug, und an dessen Winkeln, deren Schenkel wie Schnitte vom Kreuzpunkt ausgingen, maß ein bis dahin schlafender Teil meines Bewusstseins die Unebenheiten der Umgebung. Die Straße selbst fiel vom Gehsteig an beinahe ins Bodenlose ab, worin das gegenüberliegende Gelände der Lagerhallen eingetaucht war. Hin-auf zur Haltestelle krümmte sich das Pflaster zur Spitze eines Horns.

Ich tastete in meine Jacke nach etwas Geld, versuchte ein Lächeln als ich es ihm gab und hörte sein „God bless you.“

Er entfernte sich von mir, in Richtung der Haltestelle, und ich sah etwas, das nun gänzlich verwirrte: Der Schatten des Mannes erhob sich und der Mann selbst kippte entlang der Krümmung der Straße bodenwärts; genauer noch schien sich an der Achse der Straße selbst ein Scharnier zu bewegen und eine andere Seite ihrer selbst aufzudecken. Der Mann mit dem Kreuz und dem „God bless you“ verlor an Tiefe, während sein Schatten Tiefe gewann. Auf diesem sah ich, was ich für die Schattenrisse von Krähen hielt, die sich in seine Schultern krallten und flügelschlagend mit ihren Schnäbeln wie mit Messern auf ihn einstachen.

Entsetzt und wie erstarrt stand ich, unfähig, meinen Blick von ihm zu lösen. Das Horn der Straße streckte sich, entfernte ihn schneller als seine Schritte von mir, und in einem unglaublichen Spiel der Dimensionen kehrte der Anblick der Gasse am Stein zum Gewohnten zurück. Einem Anblick, in dem der Mann aus Afrika nicht enthalten war.

Entsetzlich schief war sie indes noch immer, doch war sie es möglicherweise auch schon immer gewesen.